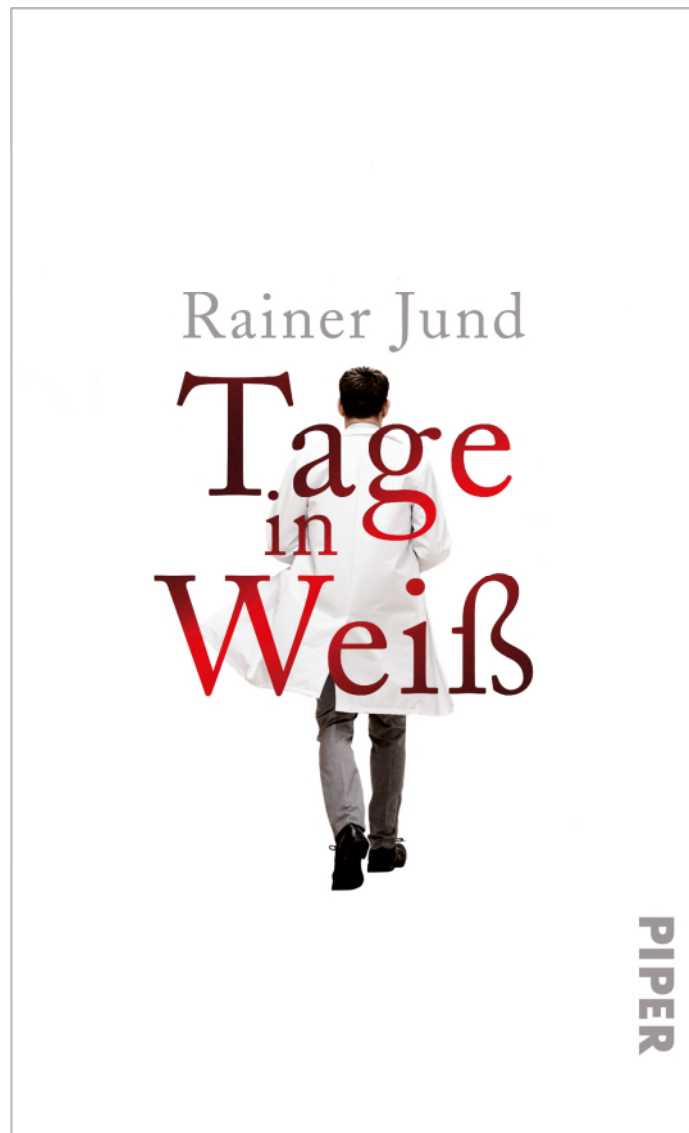




Rainer Jund

Tage in Weiß

978-3-492-05878-0

Erscheint am 02.09.19

©Piper Verlag

Leseprobe

Die Körper

Ich wachte auf und war überrascht, nicht geschwitzt zu haben. Das Tageslicht draußen war zart, über die glänzende Straße krochen Nebelflecken, die Laternen brannten noch. Vereinzelt Schritte. Türen schlugen zu. Ich wachte auf und war allein.

Alleinsein ist eine haltlose Referenz.

Die Schule war schon lange vorbei, sonst hätte am Frühstückstisch nicht Leere auf mich gewartet. Ich hätte mit meiner Mutter gesprochen und wäre danach in die Schule gefahren, von der ich immer wusste, dass sie eine Zwischenstation bleiben würde. Aber eine sichere Station. Nun saß ich ganz allein am Tisch und vernahm eine Unruhe in mir, die zu einem Raunen in den Ohren führte.

Ich hatte mit dem Medizinstudium angefangen. In München. Das war großartig, eine Chance! Das musste gut werden.

Genau so war es.

Ich spürte aber, dass mein Wille schwach war: Berauscht von den Möglichkeiten, die ich hatte, torkelte ich in eine endlose Suche hinein und begann zu ahnen, dass sie vielleicht das eigentliche Ziel sein würde. Noch während ich darum rang, im Brei diffuser Notwendigkeiten zu erkennen, welche Art der Anerkennung für mich unerlässlich war, bewegte sich das Leben weiter fort und ermahnte mich nicht zum Einsteigen. Seltsam nur: Um mich herum taten die Menschen so, als sei alles ganz normal.

Hinein in einen Strudel aus Schweiß und Mundgeruch. Hinein in den öffentlichen Verkehr. Die Menschen saßen da und lasen Zeitungen. Manche starrten aus dem Fenster. Mir gegenüber eine alte Squaw, zwischen deren halbgeöffneten, rissigen Lippen leise Flüche dampften. Eine Flasche fiel zu Boden und in Sekundenschnelle roch es nach Bier. Der, dem sie entglitten war, schien mir als einziger wirklich frei zu sein.

Die Menschen in der U-Bahn hatten offenbar Ziele. Meine Ziele waren instabil. Passiv wurde ich als kachektischer Passagier durch sie hindurchbewegt, für einen Sekundenbruchteil wurde eine Schrift lesbar, war etwas erkennbar, dann fuhr ich weiter und sah zuerst eine sich in Rauschen auflösende Haltestation und später, als die Informationen von draußen zu schnell geworden waren, mein irritiertes Gesicht in der verschmierten Scheibe.

Die Menschen in der U-Bahn fuhren in die Arbeit. In eine Versicherung, eine Bank, eine Schule, eine Firma.

Ich fuhr zu einer Leiche.

Pettenkoferstraße. Ich stieg aus. Hastete an Zeitungsverkäufern vorbei, die aus Ländern kamen, in denen die Mehrheit nicht lesen konnte. Stolperte über ausgetretene Stufen einer hundert Jahre alten Treppe, die zur Anatomie führte. Bereits vor der Tür, wo das Winterlicht durch zitternde Pappeln brach, roch man das Formalin. Anatomiekurse fanden seit langer Zeit im Wintersemester statt, wegen der Temperatur. Deshalb dampften sich die Studenten vor dem Gebäude aufgeregt in kleinen Gruppen zusammen, in Gruppen, die sich eine Leiche teilen würden, manche rauchten auch. Darunter eine eiskalte Zauberin aus Norwegen, sie war blond, hell, und der dünne blaue Saum ihrer Augen strahlte auf mich herab. Ihr Lippenschluss war ganz leicht inkompetent und vermittelte mir den Eindruck, sie jederzeit küssen zu können. Als ich mit ihr die dicken Stufen im Institut hochging, begann ich zu schwanken. Es wehte ein Duft aus einem blütengesäumten, tiefblauen Fjord, auf dem wir beide in einem Birkenholzboot von all dem hier wegruderten, über die Formalindämpfe und meine Angst hinweg.

Die Präpariergruppe war der erste organisierte Halt für mich. Wir lernten uns am Tisch kennen, eingeteilt in Trupps zu acht Studenten. Auf dem Tisch lag jemand, der einmal jemand gewesen war. Mit einer dicken, glänzenden, schwarzen Plastikfolie bedeckt. Der Präpariersaal war ein ornamentaler, denkmalgeschützter Raum, eingeteilt in mehrere Apsiden, durch deren meterhohe Milchglasfenster das Licht der Welt da draußen starb. Die Atmosphäre war ungeheuerlich. Nervosität, Anspannung, Erregung und Angst flogen wie trunkene Doppeldecker zwischen uns hin und her.

Ich stand der norwegischen Zauberin gegenüber am Tisch und spürte die Neugier auf alles, ein lächelnder Zwerg in mir hüpfte herum und ließ mich schauern. Vor uns die Folie, darunter der Körper. Die Stimme des Professors über eine Sprechanlage, ohne Bässe, pastoral, trocken, wie das Hintergrundgemurmel eines seltsamen Priesters, dem keiner zuhören konnte. Von draußen: angenehme Straßenverkehrsgeräusche.

Die Zauberin schaute auf die Folie, die sich der ausgetrockneten Landschaft unter ihr angepasst hatte. Eine männliche Leiche.

Schließlich beendete der Professor seine Ansprache mit einem Satz, in dem die Wörter „Würde“ und „Mensch“ vorkamen. Die Assistenten traten an die Tische und hoben die Folien von den Körpern. Vierhundert junge Menschen sahen nach unten.

Später, wenn wir, die Präpariertrupps, uns trafen und tranken und Witze machten über unsere Missgeschicke und vor allem die der anderen, sprachen wir nie über diesen ersten Moment.

Das erste Mal einen toten Menschen sehen, erforschen, bearbeiten.

Das Läppische, das Unbedarfte, das Flanieren, es wurde im gleichen Moment zerschnitten, als wir uns dem Körper näherten, um ihn zu öffnen. Dumpfes Unbehagen. Neugier auch. Wie sind wir innen organisiert? Diese Frage brannte in mir wie das Formalin in den Augen. Da lag ein Menschenkörper, so endet alles, wir machen ihn auf, erkunden die Bestandteile, ihr Zusammenwirken, das ist ungeheuerlich.

Ich sah auf die Leiche, die Haut umbrabraun eingefallen, die Wangenknochen hoch herausragend, von gelben Wimpern bewachte, eingefallene Höhlen, in die ich mir keine Augen wünschte. Ich stand auf Höhe einer rissigen dunklen Brustwarze, die Norwegerin sah auf einen gelben Bauchnabel, in den einst, vor sechzig, siebzig Jahren, der plazentare Kreislauf der Leichenmutter mündete.

Aufregung brandete auf, ein Student entdeckte an dem dünnen Oberarm des Mannes eine tätowierte Lilie. Warum eine Lilie?

Nebenan, bei der anderen Gruppe, hatte einer eine tätowierte Nummer.

Der Präpassistent trat näher an uns heran, beschrieb, was wir zu tun hatten, erläuterte Leitungsbahnen am Hals, erklärte in zwei Sätzen, wie das Besteck zu halten ist, und nahm eine Pinzette und ein Skalpell. Jeder hatte sein eigenes Präparierbesteck mitgebracht, ein Federmäppchen mit chirurgischem Werkzeug. Er griff mit der Pinzette nach einem Stückchen Haut, spannte sie zeltförmig auf und schnitt mit dem Skalpell hindurch. Nach dem Gelben kam was Hellere, dann etwas Dunklere, der Muskel. Ich bekam einen Ort zugewiesen, an dem ich tätig wurde, begann, an der Struktur zu arbeiten, schaute den anderen Studenten zu, um dann selbst weiterzumachen. Es folgte ein ruhiges, kaum bewegtes Arbeiten, das nur selten von einer langsamen Stimme unterbrochen wurde, in deren trockenen Mund Speichelfäden klackten.

Konzentration.

In einen schwarzen Mantel gehüllt ging der Anatomieprofessor völlig lautlos von Tisch zu Tisch, ließ uns einfrieren, sah erst kenntnisreich auf das bereits Freigelegte, dann durch uns hindurch. Konnten wir einen Nerv nicht finden in dem braunen Matsch, bewegten sich nur die Unterarme und Hände des Professors, alles andere blieb so stabil und steif wie seine Mimik, und mit mausgroßen Händen operierte er flugs einen kleinen gelben Faden ans Neonlicht, spannte ihn über zwei Pinzetten auf wie ein Pfadfinder, der einen Bogen bastelt, ließ ihn nach zwei atemlosen Studentensekunden in das Fleisch zurückfallen, um einen von uns mit seinen Metallaugen bohrend anzusehen, sich umzudrehen und zum nächsten Tisch zu huschen.

Bei den Testaten am Präpariertisch wurde es im Saal sehr still und die anatomischen Fachbegriffe, die er derart leise aus seinen kaum bewegten, fleischlosen Lippen hervorfisperte, dass man ihn dabei präzise anzusehen hatte, vibrierten für einen Moment knisternd im luftleeren Raum zwischen

Prüfling und Professor, über einem ordinär ausgebreiteten Muskel oder einer eröffneten Herzkammer schwebend, um dann durch die Entlüftungsanlage zu entfliehen wie unsere Selbstsicherheit.

Die Norwegerin war geschickt, und als ich am Ende dieses ersten Tages in der S-Bahn saß, roch ich noch ihr würziges Parfum und sah ihr vor Anspannung glänzendes Gesicht, in dem ein zarter blonder Flaum schlingerte, aufmerksam an der Leiche arbeiten.

Auf der Abschlussfeier des Kurses, die Leiche war in alle Kapitel zerlegt, und wir rochen alle nach Tequila, drückte sie ihren Körper, der kein Gramm Fett aufwies, an meinen und hauchte mir einen unkonzentrierten Kuss zwischen die Lippen.

Die Liebenden

Hinter meinen geschlossenen Lidern zogen verschwommene Bilder vorbei. Ein Strom, ein Sog, ein an- und abschwellendes Gefühl, mein Bewusstsein blies mir einen frischen Moment in den Halbschlaf, dann schob sich eine farblose Stille davor. Es war vier Uhr morgens. In mir tobte ein Drängen. Ich wollte lernen, verstehen. Alles.

Daneben irritierende Fetzen, enttäuschende Gerüche. Frauenlachen. Im Hinterkopf eine flammende Säule: Alles, was ich wollte, war ein sinnhaftes Leben führen.

Eine zweite Chance darauf gab es nur außerhalb dieses Strebens.

Ich war in der Ausbildung. In einer neurochirurgischen Klinik. Ich war jung, interessiert, ein Rekrut im System.

In die Klinik hinein. Durch eine Tür, über der zwei teilnahmslose Engel aus Stein kauerten. Sofort begannen meine Sohlen, am glatt geschliffenen Steinboden zu kleben. Bademantelmenschen kamen mir wie Inselbewohner entgegen. Manche mit einer Zigarette im Mundwinkel, die nicht brannte.

Auf der Station zog ich mich schnell um, nicht ohne aus dem Augenwinkel schon gesehen zu haben, welche Schwestern heute da waren. Welche Frauen heute an meiner Seite stehen sollten.

Die Klinik war groß. Und kalt. Alles war da: Anästhesie, Neurochirurgie, Allgemeinchirurgie, Unfallchirurgie, mehrere Abteilungen für Innere Medizin, Radiologie, Onkologie, Pathologie. Sie stand am Rand des Ballungsraumes. Jeden Tag kam der Notarzt. Mit dem Auto, mit dem Hubschrauber. Brachte Menschen, die einen ansahen, als ob man sie einfach ausgeschaltet hätte, kein Gefühl mehr in den Augen.

Wenn Gefäße im Kopf platzen und Blut ins Gehirn schießt, stirbt ein Drittel, ein Drittel überlebt schwer behindert, ein Drittel der Menschen schafft es ohne Behinderung. Manche Zusammenhänge sind leicht in Zahlen zu fassen.

Tritt eine solche Blutung auf, entladen sich entsetzliche Kopfschmerzen. Vernichtungsschmerzen.

Viele von uns haben Aussackungen der Blutgefäße im Kopf, ohne es zu wissen. Sie können ganz plötzlich reißen. Oder sie halten ein ganzes Leben lang. Wir wissen es nicht so genau. Wird bei einer Kernspintomografie zufälligerweise eine solche Aussackung gefunden, die eine bestimmte Größe überschritten hat, werden die Patienten operiert, weil das Risiko, dass das Aneurysma unkontrolliert einreißt, einfach zu groß wird.

Das Problem: Auch die OP ist riskant und birgt Probleme. Es kann sein, dass das Gefäß dabei platzt, dass Hirnanteile nicht mehr durchblutet werden. Dann entstehen Störungen, ähnlich wie bei einem

Schlaganfall.

Neurochirurgen stehen ständig vor einem Dilemma. Sie entscheiden. Manchmal müssen sie das ganz alleine tun, weil bei so einem Geröllhaufen von Eventualitäten kein Mensch weiß, was richtig ist. Das Sprechen über Risiken wie ein Schrapnell zwischen „nicht ausgeschlossen“, „vorstellbar“, „erdenklich“, „wahrscheinlich“ hin- und herkreischt. Eine solche Entscheidung, wie immer sie ausfällt, kann gravierende Konsequenzen haben für einen Menschen.

Die Frau, die an diesem Morgen zu uns kam, hatte rotblonde Haare. Sie war dreißig Jahre alt, hatte ebenso viele rosa leuchtende Sommersprossen und gerade in Kunstgeschichte promoviert. Über eine Skulptur. Über eine einzige Skulptur, die zwei Liebende zeigt, die sich innig umarmen, hatte diese Frau eine Doktorarbeit geschrieben. Sie wollte an der Universität bleiben, lehren, die Faszination, die Gefühle weitergeben an andere Menschen. Menschen für die Kunst begeistern. Sie wollte auch: Kinder bekommen. Gerade hatte sie geheiratet.

In den Flitterwochen, die sie in Florenz mit ihrem Mann verbrachte, bekam sie beim Betrachten eines Bildes im Duomo Santa Maria del Fiore einen Krampfanfall. Zuerst spürte sie ein Zucken im Arm. Er bewegte sich unkontrolliert. Dieses Zucken breitete sich über die Schultern bis in den Brustkorb aus. Die anderen Besucher schauten sich erschrocken um.

Sie hatte unglaubliche Angst, erlebte alles bei vollem Bewusstsein. Als ihr Mann aus einer Seitenkapelle gerannt kam, lag seine Frau auf dem Boden, der Mund offen, die Augen weit aufgerissen, sie starrten an die Wand des Seitenschiffes.

Da war Dante Alighieri. Auf dem Bild hält Dante mit steinernem Gesicht in seiner linken Hand die *Göttliche Komödie* und weist, mit seiner Rechten, fast verächtlich auf die Hölle und das Paradies hinter ihm.

Das sah sie aber nicht mehr, durch ihr Gehirn schossen Blitze und Stürme, unkontrollierte Entladungen schlugen wie Wellen an die Mauern ihres Bewusstseins. Sie pinkelte auf den jahrhundertealten Boden. Ihr Mann verzweifelt, um Hilfe rufend. Der vierundachtzig Meter hohe Kuppelbau des Domes wirkte unnahbar.

Als sie im Krankenhaus von Careggi aufwachte, stand ihr Mann nicht am Bett. Sondern am Schreibtisch eines Arztes. Noch bevor dieser dem frisch verheirateten Ehemann die Diagnose erklärte, war dem eleganten Etrusker die Hilflosigkeit vor Ort klar. Er zeigte ihm die Computertomografie seiner Frau. Graue Abbildungen ihres Gehirns auf schwarzer Folie. Der Mann sah den weißen Fleck erst, als der Arzt darauf deutete und ihm mit schmalen Lippen erklärte, dass seine Frau einen Blutschwamm im Kleinhirn und einen weiteren im Großhirn habe, der geplatzt sei. Dadurch sei Blut ausgetreten, das den Anfall ausgelöst hätte. Mit Glück werde sie wieder ganz

gesund. Auf die Frage, ob man gegen den Blutschwamm nicht etwas machen müsse, antwortete der Arzt, dass man dies in Deutschland besprechen solle.

Der Ehemann hatte gerötete Augen und spürte einen Druck im Magen, als er auf die Intensivstation ging. Sie würden seine Frau nach Deutschland zurückbringen. Zu uns, in die Neurochirurgie. Er begleitete sie.

Die Hochzeitsreise wurde dadurch nicht verkürzt, weil sie noch einige Tage in Florenz warten mussten, bis die Frau stabil genug war, um die Heimreise in einem ADAC-Flugzeug antreten zu können. Alles ging anders aus, als beide sich das vorgestellt hatten. Ihr ganzes Leben, ihre Planung, ihr Wunsch, Kinder zu haben, glücklich zu werden, veränderte sich innerhalb einer Sekunde beim Betrachten eines fünfhundertdreißig Jahre alten Bildes im Duomo Santa Maria Del Fiore.

Als sie bei uns in der Klinik ankam, war sie fast unauffällig. Kopfschmerzen und leichte Doppelbilder beim starken Seitwärtsblick. Sonst zeigte die hübsche rothaarige Frau keine medizinischen Auffälligkeiten.

Sie saß vor uns, die MRT-Bilder auf den Knien. Der Chef sah sich die Bilder lange an. Er murmelte seinem Oberarzt etwas zu. Dann drehte er sich wieder zu der Patientin und ihrem Mann um.

„Ein Hämangiom. Im Kleinhirn, da wo die Bewegungen gesteuert werden. Blutungen in diesem Bereich können aber auch leicht den Hirnstamm mit beeinflussen, und wenn der abgedrückt wird, dann ist das lebensgefährlich.“

Die beiden schluckten.

„Das im Großhirn liegt oberflächlich, das dürfte kein Problem sein“.

Sie knüllte ein Taschentuch.

„Das Risiko, dass es an dieser Stelle noch einmal zu einer Blutung kommt, ist sehr hoch. Darum sollten wir operieren.“

Er machte keine Pause, sondern sah den Oberarzt an. Dieser murmelte wieder etwas. Die Sonne schien schräg hinter dem Rücken des Kollegen ins Krankenzimmer. Die rotblonden Haare schimmerten wie ein Korallenstock.

Ihr Mann saß so versunken da, dass er kaum wahrzunehmen war. Nur noch eine Hülle. Seine Augen waren matt und man sah ihm den Kummer der letzten zwei Wochen an. Violette Schatten klebten unter seinen Lidern. Die Lippen trocken.

Zwei Wochen nach dem Aufklärungsgespräch durch den Chef der Abteilung kam sie zur Operation in die Klinik. In Begleitung ihres Mannes, dessen Konturen zerrissen wirkten, fast gegen die Umgebung verschoben. Sie stellte eine Postkarte mit den Liebenden auf ihr Nachtkästchen. Ein Mann, an dessen Schultern man jede Muskelfaser erkennen kann, drückt sein erstaunlich ausdrucksloses Gesicht an

die Wangen einer faltigen Frau. Sie schenkte mir eine davon. Noch Wochen später lag die Karte auf dem Beifahrersitz meines Alfas.

Sie wurde in einer zehnstündigen Operation behandelt. Sie wachte auf. Das war gut. Ihr rechtes Auge sah in eine andere Richtung als ihr linkes. Und sie konnte nicht schlucken.

Die Gründe für diese Veränderungen waren schlicht: Der Blutschwamm lag in der Nähe von Gehirnzentren, die die Augenbewegungen steuern. Und beim Eingriff waren die Nervenkerne des Glossopharyngeus zerstört worden, des Hirnnerven, der für Schluckprozesse mitverantwortlich ist.

Dieser Nerv steuert die Empfindlichkeit im Rachen, sorgt dafür, dass es uns würgt, wenn wir mit der Zahnbürste zu weit nach hinten kommen. Außerdem leitet er die Impulse für das Schlucken an die Rachenmuskeln weiter. Was das bedeutet, wenn beide Kerngebiete dieses Nervs – der Mensch hat zwei, auf jeder Seite einen – ausgefallen sind?

Man kann nicht trinken, weil das Wasser einfach in die Lunge läuft. Man verschluckt sich und spürt, wie unangenehm es ist, kann aber nichts dagegen machen. Man kann nicht essen, weil man gar nicht schlucken kann. Der Reflex wird einfach nicht ausgelöst. Das Essen klebt wie ein Pappeknödel im Mund und wenn man diesen nach hinten schleudern würde, bliebe er auch da liegen. Man könnte nicht schlucken, man könnte nicht würgen, das Essen würde den Weg verkleben. Bevorzugt den Weg in die Lunge. Man ist nicht mehr lebensfähig.

Ihr Zustand war grauenhaft. Sie lag im Bett. Ihr rechtes Auge sah nach rechts, aus dem Fenster hinaus. Ihr linkes Auge sah nach links oben, zur Decke hin. Beide Augen tränen ohne Unterlass. Ihre Haut war aufgequollen und verpickelt durch das Kortison, das wir geben mussten, um eine Schwellung im Kopf zu verhindern. Die Sommersprossen waren verschwunden. In ihrer Nase steckte eine Magensonde. Sie war tracheotomiert. Permanent musste sie abgesaugt werden, was dazu führte, dass ihr roter Kopf noch röter wurde und sie unheimliche Grunzlaute von sich gab, die heiser klangen. Der Grund dafür war eine Lähmung des Vagusnervs und damit auch des Recurrens-Astes, der die Bewegung der Stimmlippen steuert. Sie würde nie wieder normal sprechen können.

Ich saß an ihrem Bett. Ich sah in ein Auge. Das andere blickte auf die Fotografie der Liebenden. Ihre Augen schwammen in einem Tränensee. Aus ihrem Tracheostoma blubberte es bedrohlich. Die Maschinen gaben ständig Alarm, es bimmelte, dann erschien eine Intensivschwester, die zehn solcher Patienten betreute, und stellte das Geräusch mit muffigem Gesicht durch einen Knopfdruck wieder aus.

Ich sah das Bild an. Die Liebenden. Sie sah es auch, glaube ich.

Und dann passierte etwas Unheimliches. Ganz zart, langsam, tastend nahm sie meine Hand. Drückte sie kurz. Und ließ sie wieder los. Vielleicht wollte sie mir damit sagen, dass alles, alles, alles auf dieser Welt, selbst die Schönheit und die Liebe, und alle Wertschätzung, die wir aufbringen können,

vergänglich ist. Dass Paradies und Hölle nur durch einen millimeterdicken Nerv voneinander getrennt sind. Vielleicht standen in ihren Augen Tränen, weil sie sie durch die Nervenschädigung kaum schließen konnte. Vielleicht weinte sie aber auch. Vielleicht war sie unendlich traurig darüber, wie profan das Schicksal sein kann, eine göttliche Komödie.

Ein kleiner, einige Millimeter großer Blutschwamm löschte alles aus. Riss die Liebenden auseinander. Zerstörte erst den einen, ließ den anderen, nach Hoffnung ringend, zurück und beachtete ihn gar nicht mehr. Und die Frage nach dem Warum bimmelte so regelmäßig in ihrem Kopf wie die Alarmfunktion der Infusionsmaschinen. Aber wir konnten ihr keine Antwort geben; stattdessen schickten wir Phrasen wie bunte Pfeile, die ihre Suche für ein paar Minuten ausschalteten.

Später, auf der Station, traf ich den Ehemann. Er war deutlich gefasster. Er erkundigte sich nach Pflegeheimen, die seine Ehefrau aufnehmen konnten. Das Leben muss weitergehen, sagen viele Menschen in solchen Momenten. Vielleicht stimmt das gar nicht. Vielleicht muss das Leben gar nicht weitergehen, vielleicht muss es einfach gar nichts.

Nichts.

Nur eines müssen wir: Ein Wunder sein. Verletzlich sein. Sterben.

Tierchen

Der Beeper ging. 23:45 Uhr

Ein durchdringender hoher Ton.

Alarm.

Bereits nach einer Sekunde war ich hellwach, keine Zeit zum Überlegen. Noch im Bett rief ich die Nummer an, die das Display des Beepers erschöpft anzeigte. Die Nothilfe. Ich erfuhr, dass ein betrunkenen Mann mit einer Nasenverletzung gekommen war. Täglich Brot in der HNO. Ich schälte mich aus dem warmen Laken, wusch mir das Gesicht und machte mich langsam auf den Weg, zählte die Gänge, die ich hinter mich bringen musste, die glänzenden Bodenabschnitte, die sich mit matten Abschnitten abwechselten. In der Nothilfe lag ein Bär von Mann auf einer Trage, das Gesicht zum Teil von einer blutigen Kompresse verdeckt. Um ihn herum standen drei dunkelhaarige Männer. Türken. Der Bär auf der Trage schnarchte. Von Zeit zu Zeit schob er die Lider, an deren Ränder lange, zu Büscheln verklebte Wimpern blühten, mühevoll auseinander, dann sondierte mich ein dunkles Auge, um gleich von einem wehleidigen Seufzer wieder geschlossen zu werden.

Ich stellte mich kurz vor und untersuchte den Patienten gemeinsam mit einer Krankenschwester. Seine Nase fehlte. An ihrer Stelle klappte ein ausgefranstes, blutiges, dreieckiges Loch, durch das man auf die Nasenmuscheln sehen konnte, turbinenartige Schleimhautvorsprünge in der inneren Nase. Ich saugte Blutreste ab und sah mir das genauer an. Ein Teil der Scheidewand stand noch, der ganze vordere knorpelige Teil der Nase war weg. Ich legte wieder eine saubere Kompresse auf das Loch. Fragte die umstehenden Männer, wie das geschehen sei. Plötzlich war es still im Raum, man hörte das Reiben der Steinchen an ihren Schuhsohlen auf dem Kunststoffboden. Sie waren seine Söhne. Unterschiedlich groß, muskulöse Arme, mit Bauch.

Einer, der seinem Vater, sofern ich das auf den ersten Blick beurteilen konnte, ähnlich sah und der Älteste sein musste, erklärte mir mit lallender Stimme und Akzent, dass sie den Papa hergebracht hätten. Er sagte, dass sie gemeinsam unterwegs waren, es sei Ramadan. Am Abend feierten die Fastenden, dass sie wieder einen Tag geschafft haben. Sie hatten gegessen und getrunken, auch Raki. Ach.

Dann, Nachhauseweg. Betrunken stürzte der Papa nach vorne und fiel auf den Lichtschacht eines Mietshauses.

„Weißt, wo so ein Metallgitter drauf ist und drunter Keller ist. Der Papa ist voll drauf gefallen. Lag da wie tot. Und haben wir ihn am Fuß genommen und rausgezogen. Und dann war das da.“

Er deutete auf den Papa, der schnaubte, die Kompresse hob an einer Ecke ein wenig ab und legte sich wieder auf das Mittelgesicht. Ein betrunkenen fliegender Teppich.

Was die Söhne nicht gesehen hatten, war, dass die Nase fest zwischen den scharfen Metallmaschen eingeklemmt war. Der Papabär war mit seinem vollen Lebendgewicht und aufgehobenen Schutzreflexen auf das Metallgitter gefallen. Die Jungs wollten ihren Vater befreien, zogen ihn an den Füßen und Schultern hoch und richteten ihn auf. Dabei ist es passiert. Das Fitnesstraining hatte sich ausgezahlt. Sie wussten auch nicht genau, wie das geschehen konnte. Achselzucken und suchend-gedämpfte Blicke.

Seine Söhne hatten ihm die Nase abgerissen.

Ich fragte: „Wo ist die Nasenspitze?“

Einer der Typen griff in die Jackentasche, wühlte mit stärkerem Armeinsatz darin herum, als suchte er seinen Autoschlüssel, sein Gesichtsausdruck wurde fast freudig, er hatte was gefunden und dann hielt er mir die komplette vordere Nase hin, ein Stück seines Papas mit einem Taschentuchflicken drauf.

Ich sah die dicken dunklen Poren auf der Haut, den Steg der Scheidewand, die blutverkrusteten Nasenhaare, die verkratzte Haut.

„Is stecken geblieben.“

Mit einem grundehrlichen Ausdruck hielt er sie mir entgegen, als wollte er heute ausnahmsweise auf den Finderlohn verzichten. Ein Requisit aus einer Tragikomödie. Einem Stummfilm.

Ich nahm das Gewebe an mich, legte es in eine sterile Kompresse, der Findersohn sah zu, ich erklärte ihnen nebenbei, dass ich versuchen würde, die Nase wieder anzunähen, es aber sein könne, dass das nicht funktioniert.

„Super“, sagte der Sohn.

Der Bär hinter uns schnaubte und stammelte etwas, das keiner verstand. Die zwei stummen Jungs wandten sich zu ihm hin, sahen auf den Chef, der wiederholte es, dann grinsten alle. Ich auch.

Der Mann musste schließlich von der Trage in ein Klinikbett bewegt werden. Alle halfen zusammen, und als er sich ins Bett fallen ließ, flatterte die Kompresse, auf der braune und rote Flecken schillerten, wie ein Kastanienblatt zu Boden. Der Bär sah langsam hinterher und griff danach, dabei harkte seine Pranke traurig durch die Luft. Er fixierte den Ältesten, schnarchte seufzend durch das Loch im Gesicht und rotzte dabei einen braunroten Fladen auf die frische Bettdecke. Der kopfschüttelnde Sohn grummelte seinen Vater mahnend an und versuchte, mit dem Rest des Taschentuchs, in das vorher die Nase gewickelt war, den Fleck wegzuwischen. Hinter seinem Rücken feixten die beiden anderen. Zusammen schoben wir das Bett mit dem Bären, der sich nun eine

frische Kompresse auf das Nasenloch presste, an den müden Figuren im Wartebereich vorbei in den OP.

Die OP-Schwester reinigte die Nasenspitze, ich schnitzte die trockenen schwarzen Ränder mit einem Skalpell weg, um lebendes Gewebe freizulegen, das mit der Gesichtshaut wieder verwachsen konnte. Gewebe ohne Blut fühlt sich entseelt an, ist wie Material, die Haut Leder, der Knorpel Sperrholz. Der Bär konnte nicht in Vollnarkose versetzt werden, dazu war er noch zu betrunken. Er spürte, wie ich die Infusionsnadel legte, und zog fluchend die Hand weg. Ich sprach zuerst laut mit ihm, dann leiser, irgendwann gar nicht mehr, machte einfach weiter.

Ich injizierte ihm mehrere Spritzen Xylocain in den Rand des Loches. Er stöhnte. Dann schnitt ich auch dort die zerfetzten Ränder weg, bis frisch blutendes Gewebe zum Vorschein kam. Ich nähte die Unterhaut und die Haut schichtweise an, und versuchte anschließend den Restknorpel mit der Nasenspitze im Inneren zu vereinigen. Das gelang nicht gut, der Knorpel war zerquetscht und zusammengeschnürt wie ein vertrockneter Hähnchenflügel. Aber es war einen Versuch wert. Ich tamponierte mit antibiotischen Salbenstreifen, Nasenverband.

Ich ging zu den wartenden Söhnen sagte ihnen, dass alles gut gegangen sei.

„Super“, sagten sie, und wirkten bereits etwas nüchterner.

Tage später hatte er einen Termin bei mir in der Sprechstunde. Die Söhne waren nicht dabei. Seine Nase sah aus wie ein Tapir-Rüssel und gab seinen groben, gegerbten Gesichtszügen etwas unerwartet Niedliches. Eine plastische Rekonstruktion lehnte er ab, obwohl ich das gerne gemacht hätte. Wir waren beide nicht zufrieden.

Nach dem Eingriff an der abgerissenen Nase legte ich mich wieder ins Dienstzimmer. In meinen Bau. Ein verlassener Ort in einer versunkenen Stadt. Diesem Raum sah man an, dass viele Menschen nur widerwillig in ihm Zeit verbrachten. Alles darin war nur für eine Nacht. Ein Kühlschrank, leer, halbkalt. Getränkekästen mit Mineralwasser, in denen jede Flasche halb ausgetrunken war. Im Schrank Ersatzbatterien für den Dienstfunk. Ich versuchte, die Augen zu schließen. Draußen schaffte es ein warmer Hauch von Juni, die Metallverblendungen der Außenfassade ein wenig von der Wand abzuheben. Immer wieder schnellte sie zurück. Es klang, als würde das Gebäude sprechen. Es flüsterte und murmelte einen resignierten alten Schlager vor sich hin. Manche konnten ihn hören, glaube ich. Das Krankenhaus war eine Burg, in der Menschen gegen einen unsichtbaren Feind kämpften: Krankheit. Ein Bollwerk, von Menschen gemacht. Es kämpfte jede Sekunde seines Daseins.

Der Beeper. 3:00 Uhr

Die Nothilfe. Schon wieder. Die Nacht war endgültig vorbei, damit auch der nächste Tag. Ich rief an und erfuhr, dass ein Mann mit Ohrenschmerzen warten würde.

„Bitte kommen, hier steht ein Herr mit dem Gefühl, was im Ohr zu haben.“

Ich war sauer. Es war Samstagmorgen. Da kann man ruhig noch bis acht Uhr warten, bevor man in eine Klinik geht. Fehlende Kompetenz für den eigenen Körper.

Ich machte mich auf den Weg zur Nothilfe. Der Boden glänzte. Spiegelte. Aggressiv stolperte ich in die HNO-Kabine, vor mir stand ein Mann. Er saß nicht, er stand. Er hatte einen Vollbart, lange Haare, einen wollenen grünen Umhang und einen Stock. Ein Schäfer. Ein Schäfer-Jesus. Es roch nach lehmhaltiger Erde.

Jesus sagte mir, dass sich in seinem rechten Ohr etwas bewegen würde. Er spüre es genau. Seine dunklen Augen funkelten. Ich konnte keine Pupillen erkennen.

„Da ist was“, sagte er mit erstaunlich sanfter Stimme. Deutete auf sein Ohr. „Es tut weh und läuft rum.“

Das passiert sehr häufig. Menschen denken oft, dass ein Parasit oder ein Insekt in eine ihrer Körperöffnungen eingedrungen wäre. Manche werden davon wahnsinnig.

Ich sah in sei Ohr. Riss das Mikroskop auf die richtige Höhe und schob einen Ohrtrichter in den Gehörgang, wo ich einige dicke schwarze Haarbüschel aus dem Weg drängen musste, um etwas sehen zu können.

Mir stockte der Atem.

In seinem Trommelfell steckte ein Käfer. Er hing mit dem Kopf im Mittelohr und mit dem Körperende im Gehörgang. Seine Beine zuckten und ich sah, wie die kleinen Membranen an seiner Seite rhythmisch pumpeten. Unter dem hellen Licht des Mikroskops schillerte er dunkelgrün. Er schien die Wärme zu verspüren, denn er bewegte sich jetzt stärker und strampelte mit den Beinen. Ein Lebewesen in der Falle.

Jesus stöhnte.

Ich war erstaunt. Wortlos nahm ich ein kleines Fasszängelchen und packte das Insekt an seinem Hinterteil, wobei ein wenig oranges Gewölle austrat. Vorsichtig zog ich ihn aus dem Trommelfell. Ein kleines Loch mit ausgefransten Rändern blieb zurück.

Den Käfer legte ich auf eine Kompresse und zeigte sie Jesus. Er zuckte erschrocken zusammen, seine Augen weiteten sich, klemmten sich grüblerisch unter die buschigen Brauen. Er sah mich tiefsinnig an. Er sagte gar nichts. Er schaute den Käfer an, dann mich, den Käfer, dann mich, dann den Käfer. Dem hatte meine Zange offenbar den Rest gegeben.

Jesus stand wortlos auf und verließ das Behandlungszimmer.

Ich sagte: „Hallo, warten Sie doch, ich schaue noch mal in Ihr Ohr...“

Aber er war schon weg. Im Gang vor der Notaufnahme sah ich, wie er schnell durch die große Schiebetür in den Nebel eines schlecht gelaunten Morgens humpelte.

5:30 Uhr.

Jetzt war es fast zu spät zum Schlafen, ich hätte mich eigentlich noch um die Station kümmern müssen. Verbände wechseln, Nasen absaugen, Blut abnehmen. Entlassungen von Patienten, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Doch nach dieser Nacht legte ich mich trotzig hin. Und wurde um sechs Uhr geweckt. Mein Beeper.

Auf der Station wollte jemand einen Arzt sprechen. Und zwar sofort. Man hatte es ihm erklärt, aber der Patient wollte einen Arzt sprechen.

„Um diese Zeit?“

„Jetzt sofort.“

„Was hat er?“

„Einen Hörsturz und er macht sich Sorgen, er lässt sich gar mehr nicht beruhigen.“

Ich putzte mir die Zähne und sah in den Spiegel. Unter dem Spiegel war eine kleine Lampe angebracht, die sehr hell war. Man sah gar nicht schlecht aus in diesem Licht, tonisiert und faltenlos, selbst nach dem Nachtdienst. Die Enttäuschung kroch erst später, im Auto, in einem hoch, wenn man bei hellichtem Tag nach Hause fuhr und sich im Rückspiegel entdeckte.

Auf der Station traf ich auf einen Mann, dessen Augenringe so intensiv blau schimmerten, dass man meinen konnte, er sei geschminkt. Schmale Lippen, Bartstoppel, Haare in den Ohren. Er sah sehr unglücklich aus.

Seine Augen waren grau, als er sagte: „Es ist keine Verbesserung eingetreten, ich bekomme jetzt schon die dritte Infusion.“

Es entstand eine Pause, in der ich mir einbildete, die Kaffeemaschine im Stationszimmer zu hören. Er roch aus dem Mund, zusätzlich.

Abgestandenes Leben.

Ich redete mit ihm. Schnell wurde klar, dass der Inhalt meiner Ausführungen völlig nebensächlich war, darauf kam es auf keinen Fall an. Er wollte einfach mit jemandem sprechen. Hauptsächlich aber wollte er jemanden haben, der ihm zuhörte, und so unterbrach er mich schnell und sagte: „Kann das vom Stress kommen.“

Er intonierte das aber nicht wie eine Frage, sondern betonte alle Silben genau gleich.

Wieder hörte ich die Kaffeemaschinengeräusche von nebenan.

Ich sagte: „Es tut mir leid, ich habe jetzt leider keine Zeit mehr, bitte klären Sie das gleich mit dem Stationsarzt“, und stand auf.

Er stand auch auf. Ich nickte, er nicht. Für einen souveränen Abgang blieb ich eine Millisekunde zu lang stehen. Irgendwie tat er mir leid.

Ich schlurfte über den Gang, der Boden war geschmolzen und ich sank bei jedem Schritt ein wenig ein. Die Lösung für diese Nacht war eine Tasse Kaffee. Ich roch ihn schon, den warmen, guten, versöhnlichen Kaffee. Der alle grellen Düfte auslöschte und inneren Frieden schaffte. Weil es, während man ihn trank, keine Kranken geben würde und keine Mediziner.

Das Stationszimmer lag in der Mitte des Flurs, niemand war da.

Da stand gar keine Kaffeemaschine.